

Gedanken und Anfragen zum interreligiösen Projekt eines Bet- und Lehrhauses auf dem Petriplatz in Berlin („House of One“)

1. Berlin ist eine multikulturelle Stadt. Auch heute, 777 Jahre nach seiner Gründung, hat die Religion ihren festen und wichtigen Platz in dieser Stadt. Sie hat diesen Platz aber in Gestalt von einer Vielzahl gelebter religiöser Tradition. Und sie ist weithin auch eine säkulare Stadt. Es ist wichtig, dies an einem historisch zentralen Ort zu dokumentieren auf eine Weise, die deutlich macht, dass dieses Miteinander der Stadt – wohl verstanden – gut tut und für sie eine große Bedeutung hat.
2. Es ist der Ev. Kirchengemeinde St. Petri - St. Marien hoch anzurechnen, dass sie, im Ursprungsgebiet der Stadt gelegen, ihre gestalterische Verantwortung zum Besten der Stadt wahrnimmt und am Standort einer Sukzession dreier historischer Kirchenbauten – genau dort, wo die Stadtgeschichtsschreibung ihren Anfang nimmt – ein Gebäude plant, das genuin gelebtes religiöses Leben mit der Einladung zu Gespräch und Dialog in und mit der städtischen Öffentlichkeit verbindet.
3. Das Vorhaben ist in dieser Form bisher einzigartig, hat Modellcharakter, und ist naturgemäß ein höchst herausforderndes und komplexes Unternehmen. Die damit verbundenen Anstrengungen auf sich zu nehmen, ist überaus lobenswert.
4. Zurecht wird in der Konzeption und in der geplanten Umsetzung Dialog nicht mit Gleichförmigkeit und Beliebigkeit verwechselt, sondern der Platz des Dazwischen als der Platz des Miteinanders markiert im Sinne einer mit Leben zu füllenden Verbindung zwischen den sich Unterscheidenden.
5. Es macht Sinn und ist auch praktischen Erfordernissen geschuldet, die Vielheit von real existierender Religion stellvertretend durch spirituelle Räume zur Nutzung von Repräsentanten dreier Religionsgemeinschaften darzustellen. Auch ist es einleuchtend, dass die federführende evangelische Gemeinde je eine muslimische und eine jüdische Partnerin für die Mitgestaltung und -verantwortung gewinnen konnte.
6. Dass die säkulare Stadt in Konzeption und Umsetzung einbezogen ist, ist unerlässlich. Die Zusammensetzung des Kuratoriums zeigt das deutlich: Kulturstatssekretär, Bezirksbürgermeister, das Bundesinnenministerium, die Senatsbaudirektion, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die Intendanz des RBB sind neben den religiösen Funktionsträgern allesamt vertreten. Dies macht die hohe symbolische Bedeutung dieses entstehenden Ortes für ganz Berlin deutlich.
7. Der Stadtraum selbst ist nach Aussagen der Architekten in das Gebäude hineingenommen. So wie ich die Gesamtaussage verstehe, lautet sie in etwa: Berlin ist eine lebendige Stadt der Verschiedenen, die sich mit ihrer jeweiligen religiösen oder weltanschaulichen Identität zum Wohle aller konstruktiv einbringen. Und das ist gut so.
8. Die religiösen Welten Berlins sind in diesem Gebäude durch Vertreterinnen der drei monotheistischen Religionen (nicht: durch die drei monotheistischen Religionen!) repräsentiert. Untereinander wird darauf geachtet, die Andersheit der jeweils Anderen zum Ausdruck zu bringen. Rabbiner Ben-Chorin ist zuzustimmen: „Es kann keine Wahrheit geben, die auf der Leugnung der Daseinsberechtigung der Wahrheit des Anderen gründet.“
9. Auch die Andersheit der Säkularen ist repräsentiert. In der Broschüre zum Projekts werden sie mehrfach erwähnt (und zwar ebenso in ihrer Unterschiedlichkeit als Atheisten, Gleichgültige, Kirchenfeindliche) neben Christen, Juden und Muslimen; letztere summarisch als die monotheistischen Weltreligionen. Wo aber bleiben die anderen Religionen und Weltanschauungen, die zum gegenwärtigen Berlin genauso konstitutiv dazugehören wie die genannten? Werden sie stillschweigend den Säkularen zugeschlagen? Wohl nicht! Gelten sie als mit den drei anderen „mitgemeint“? Das wäre dann eine sachgemäße Möglichkeit, wenn nicht die drei monotheistischen (sonst oft auch: abrahamitischen) Religionen den Ton angeben würden. In der Broschüre und in der dem Projekt zugrunde gelegten „Charta“ wird diese Dreiheit so häufig und so qualifizierend genannt, dass sie nicht als exemplarisch für alle anderen Religionen gelten können: Schon im Titel: „Bet- und Lehrhaus Berlin. Für eine gute Nachbarschaft von Judentum, Christentum und Islam“. Sodann etwa: „Dem Selbstverständnis der drei Religionen folgend...“; „...als gebaute Vision der drei Religionen...“ Laut Satzungszweck geht es um ein Haus „für die drei monotheistischen Religionen...“ – Aber einen Satz weiter wird davon gesprochen, der Verein wolle „zum gegenseitigen Verständnis der [!] Religionen... beitragen“. Auch sonst werden in der Broschüre oft pauschal „die Religionen“ oder auch „die Religion“ genannt, etwa: „dem Konsens des friedlichen Zusammenlebens der Religionen in unserem Land ein gemeinsames Dach zu geben.“ Oder in der Abschlussbemerkung: „... wenn es gelingt, das je Eigene der Religionen in großer Offenheit und

Öffentlichkeit zu leben, ... dann wird Berlin ... das Gute der Religionen zum Besten der Stadt und des Landes erleben können.“ Wo freilich „die Religionen“ einzeln und konkret genannt werden, geht es immer nur um besagte drei, so als gäbe es nur diese. Besonders deutlich ist die Internetpräsenz mit dem Titel „The House of One. Drei Religionen. Ein Haus“. Auch die werbenden Statements Einzelner betonen das Monotheistische bzw. Abrahamitische der drei Gemeinschaften sowie ihre Eigenarten als Buchreligionen. Gleichwohl heißt es: „Ein Haus des Gebets und des Austauschs über die Religionen – offen für alle.“ Angehörige anderer Religionen sind als Gäste willkommen. Ihnen wird in diesem Haus vorgelebt, wie Juden, Christen und Muslime in Frieden und Dialog miteinander leben. Ob sie selber an diesem friedlichen dialogischen Miteinander beteiligt sind oder sein sollen, bleibt offen.

10. Diese grundsätzliche Unklarheit lässt nach dem Subtext fragen: Welche „Theologie der Religionen“ steht hinter diesem Konzept? – Erste Antwortmöglichkeit: Hier geht es um die drei Religionen, die Europa geprägt haben. Wenn aber die Andersheit der Anderen zur Geltung gebracht werden soll, dann muss konkret auch die Andersheit der „Nicht-Monotheisten“, der „Nicht-Abrahamiten“ wenigstens durch einen Platzhalter zur Darstellung kommen. Auch sie gehören zu dieser Stadt und sie dürfen nicht einfach neben Monotheisten und Säkularen „verschwinden“. Es müsste ja nicht gleich ein buddhistischer Gebetsraum sein. – Zweite Möglichkeit: Hier wird Zukunft eingeübt (so immer wieder in verschiedenen Äußerungen). Die drei Religionen (und keine anderen) werden die Zukunft der Stadt und darüber hinaus prägen. (Und die Säkularen?) Sollte das wirklich die Botschaft sein? – Als Subtext könnte aber auch unter bestimmten Voraussetzungen gehört werden: Die drei Monotheismen sind die einzig als Religionen anzuerkennenden Gemeinschaften. Nach traditionellem muslimischen Verständnis sind Judentum und Christentum als Vorläufer des Islam Religionen des Buches und im Unterschied zu Buddhismus, Hinduismus, Stammesreligionen etc. zu dulden, die im Ruf stehen, Steine anzubeten. Es gibt also im Sinne des traditionellen Islam eine letztgültige Nähe der drei Monotheismen, die allerdings abschließend vom Islam gekrönt wird. Auch wenn die am Projekt beteiligten Muslime so nicht denken sollten, ist die Umsetzung des Bet- und Lehrhauses in der vorgesehenen Form m.E. durchaus geeignet, solcherlei Vorstellungen implizit zu unterstützen. Das muss nach meiner Auffassung stärker bedacht und dem inklusiven Grundgedanken des Vorhabens an dieser Stelle nachhaltiger Rechnung getragen werden. – Oder ist die exklusive Beschränkung auf die monotheistischen abrahamitischen Buchreligionen explizit gemeint und soll diese den anderen Glaubensgemeinschaften (als höherwertig) gegenüberstellen? Dann müsste der damit verbundene Anspruch eigens thematisiert werden. Auf jeden Fall würde er nach meinem Dafürhalten die großartige Grundidee beschädigen, den Beitrag der real existierenden Religionen zum Wohl der Stadt Berlin im Sinne der *Inklusion* Gestalt werden zu lassen.

11. Der geplante christliche Sakralraum ist der einzige der drei, der durch das Fehlen von Fenstern keine optische Verbindung in die umgebende Stadt aufweist. Auch wenn er Licht „von oben“ empfängt, so wirkt er im Gesamtgebäude nach außen hin abgeschlossen. Eine solche Gestaltung passt zu anderen modernen Kirchengebäuden, etwa zur römisch-katholischen Gedenkkirche Maria Regina Martyrum (deren Innenraum eine nach oben durchbrochene Gefängniszelle symbolisiert), nicht aber zu der Botschaft der konstruktiven Offenheit der Religionen (zueinander und) in die Stadt hinein. Hier wird ausgerechnet für das Christentum mit seiner historischen Prägekraft eine irreführende Aussage gemacht: Es sei zur Stadt hin blind. Das halte ich für bedenklich.

12. Es ist gut, jetzt auf allen Seiten um Akzeptanz und Unterstützung für dieses wichtige Projekt zu werben und auch den einen Großteil der Christenheit in der Stadt vertretenden ÖRBB um Rückmeldungen und Anregungen zu bitten. Schade finde ich, dass diese Anfrage erst jetzt kommt. Warum wird so spät um Äußerungen zur Innenausstattung des christlichen Sakralraums gebeten, wo sämtliche Vorentscheidungen für den Raum selbst bereits getroffen sind? Der Hinweis, Christen seien „hier flexibler“ als Juden und Muslime, stimmt vielleicht in einer quantitativen Rechnung bezogen auf die ganze Christenheit oder konkret für landeskirchlich-evangelische Christen im heutigen Deutschland (und also auch für die St. Petri - St. Marien - Gemeinde). Darf man auf diese Weise aber etwa orthodoxe Gottesdienste in diesem Gebäude von vorn herein dadurch ausschließen, dass eine Ostung des Raumes so gut wie nicht mehr möglich ist?

Diese Gedanken und Anfragen sind meine persönliche Rückmeldung auf die Vorstellung des Projekts des Bet- und Lehrhauses auf dem Petriplatz in der Sitzung der Ratsleitung des Ökumenischen Rates Berlin-Brandenburg (ÖRBB) am 5. Mai 2014.